

Christoph und Utta Häselbarth
mit Timo Braun

Lebensschulen

Wie Gott uns durch Höhen und Tiefen formte



Impressum

Copyright © 2017 by Passion Media im Campus Life e.V.

Gipsmühle 1, 74523 Schwäbisch Hall

www.passion-online.org

1. Auflage April 2017

Lektorat: Gabriele Pässler

Einbandgestaltung: Johannes Braun

Satz: Uli Braun

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-00-055668-5

Bibelzitate sind der *Lutherbibel 1984* entnommen.

Inhalt

Der beste Lehrer	4
Schule des Lebens.....	7
Schule der Demut.....	19
Schule der Veränderung	32
Schule der Liebe.....	45
Schule der Berufung.....	59
Schule der Versorgung.....	71
Schule des Wachstums	83
Schule des Glaubens.....	96
Schule der Multiplikation.....	110
Schule der Herrlichkeit.....	123
Stimmen von Weggefährten	135

Einleitung

Der beste Lehrer

Am Ende des Jahres gibt es immer ein Zeugnis. Der Lehrer bestätigt dem Schüler schwarz auf weiß, was er gut oder weniger gut gemacht hat. So haben wir es alle erlebt – manche denken mit wonnigen, manche mit schaurigen Gefühlen daran zurück.

In Gottes Schule läuft es ein wenig anders. Zwar gibt es auch dort ein Zeugnis. Doch es wird vom Schüler ausgestellt und verrät, wie gut es der Lehrer gemacht hat.

Dieses Buch ist ein solches Zeugnis. Und ich kann schon jetzt verraten: Es fällt exzellent aus. Gott hat sich in allen Belangen als der perfekte Lehrmeister erwiesen und einmal mehr gezeigt, dass er fähig ist, jeden seiner Jünger ans Ziel zu bringen. Dabei hat er es uns nicht immer leicht gemacht: Er ließ Dinge geschehen, an denen wir fast verzweifelt wären. Manchmal mussten wir lange, mühsame Prozesse durchlaufen. Vieles kam anders, als wir uns das vorgestellt hatten. Doch der Sinn einer Schule ist, dass wir am Ende reicher daraus hervorgehen – geformt, trainiert und doch im Frieden. Wenn uns etwas genommen wird, dann nur, um uns etwas noch Besseres zu geben. Genau das ist geschehen.

Wir sind Christoph und Utta Häselbarth. Unser Zuhause ist ein Dorf im Südschwarzwald, wo wir ein Seelsorgewerk für Leiter aufgebaut haben. Aber oft sind wir auf irgendwelchen Veranstaltungen, um zu predigen oder für Kranke zu beten, oder wir sind dabei, mit anderen geistlichen Leitern die Herrlichkeit Gottes in unser Land einzuladen (sicher eine eher ungewöhnliche Beschäftigung für ein Ehepaar im fortgeschrit-

tenen Rentenalter). In unserer ersten Lebenshälfte haben wir unseren Doktor gemacht – wir haben über Entwicklungen in der landwirtschaftlichen Tierhaltung promoviert. Was daraus folgte, hat uns selbst überrascht: Immerhin durften wir große Entwicklungsprojekte leiten, in Afghanistan und später in Indonesien. Dann aber merkten wir, dass Gott etwas anderes mit uns vorhatte, und so begannen unsere Entwicklungsprojekte im Reich Gottes ...

Das also ist unsere Geschichte. Nie wären wir auf die Idee gekommen, sie zu erzählen. Doch andere Leute sahen das ein wenig anders. Sie meinten: »Euer Leben ist ein gewaltiges Zeugnis dafür, wie Gott uns formt und uns in unsere Berufung führt. Wir möchten gerne eure Geschichten zusammentragen und aus dieser Botschaft ein Buch machen.«

Es geht also gar nicht um uns, sondern um Gott. Von dieser Seite aus können wir das nachvollziehen. Über Gottes Wirken haben wir in der Tat einiges zu sagen. Daher haben wir uns gerne auf dieses Projekt eingelassen – auf die Interviews und das anschließende Zusammensetzen der Mosaiksteinchen.

Was ist der Nutzen davon? Nun, wir haben in den vergangenen Jahren über verschiedene Themen eine ganze Menge gesagt und geschrieben: über Heilung, erfülltes Leben, Stolz und Demut, geistliche Vollmacht, Gnade und Glauben. Wir haben diese Themen ins Land getragen und uns dabei hauptsächlich auf Gottes Wort gestützt. Aus gutem Grund: Sein Wort ist die himmlische Realität, an der wir uns orientieren. Doch was wäre unsere Botschaft wert, wenn sie sich in unserem irdischen Leben nicht widerspiegeln würde? Was hätten wir schon zu sagen, wenn wir nicht ehrlich bezeugen könnten: Gott handelt wirklich gemäß seinem Wort!

Es ist uns ein Anliegen, dass Menschen in ihre Bestimmung hineinflinden. Wir glauben, jeder von uns kann in der

Fülle Jesu leben und Großes mit ihm vollbringen. Damit das möglich wird, bedarf es einer Reihe von Lernprozessen. *Lebensschulen*. Sicher, es gibt eine Menge Dinge, die man schnell und ohne Mühe von Gott bekommen kann – Heilung zum Beispiel. Doch die wirklich tragfähigen Pfeiler unseres Glaubenslebens muss Gott mit etwas mehr Aufwand in uns hinein-arbeiten. In der Regel nutzt er dazu unsere Lebensumstände. Sie wollen durchlebt, verstanden und angenommen werden. Das Ergebnis ist ein verändertes Herz, das gelernt hat, im Rhythmus von Gottes Herz zu schlagen.

Auch *Sie* durchlaufen Ihre ganz eigenen Lebensschulen. Sicher haben Sie schon den einen oder anderen Erfahrungsschatz gehoben. Doch manchmal ist man versucht, die Schule hinzuschmeißen, weil sie so anstrengend ist oder weil man einfach nicht mehr mitkommt. Und da können die Erfahrungen eines anderen helfen. Sie können einen dazu ermutigen, dranzubleiben und aus dem Durcheinander des Lebens wieder mit mehr Klarheit die Stimme Gottes herauszuhören.

Also: Lauschen Sie. Es geht nicht um unsere Story. Ohne-
hin erzählen wir keine chronologische Geschichte. Wir gehen einfach einige Lektionen durch, die besonders einprägsam für uns waren. Vielleicht hören Sie dabei ja eine Stimme heraus, die auch in *Ihr* Leben hineinspricht.

Schule des Lebens

1

Wie man die Wüste vertreibt

»Wie soll auf so ödem Land jemals etwas wachsen?« Das war mein Gedanke, als ich aus dem Flugzeugfenster auf die sandfarbene Landschaft Afghanistans blickte. Es war das Jahr 1966, und das war mein erster Eindruck, den ich von diesem Land bekam – dem Land, das für die nächsten sechs Jahre unsere Heimat sein sollte.

Die Region Chost liegt an der Ostgrenze zu Pakistan und hatte damals – zumindest aus der Luft betrachtet – nur zwei Dinge zu bieten: steinige Wüstenflächen und nicht enden wollende Gebirgsfalten. Es musste schon ein Wunder geschehen, wenn aus dieser Gegend tatsächlich eine blühende Landschaft werden sollte.

Tja, und unsere Aufgabe war es nun, ein Teil dieses Wunders zu sein.

Aber wir hatten es ja so gewollt. Nach unserem Studium der Agrarwissenschaft und nach unserer Promotion gab es verschiedene Projekte zur Auswahl, für die wir uns hätten bewerben können; unter anderem Projekte der evangelischen Kirche. Aber keines hatte die Dimensionen, die wir uns vorstellten. Wir wollten etwas bewegen. Wir wollten nachhaltige Veränderung bringen. Erst als die Bundesregierung ein Regionalentwicklungsprojekt in Afghanistan ausschrieb, hatten wir das Gefühl: Das ist unser Projekt! Hier sollte buchstäblich

bei null anfangen werden, eine gänzlich unentwickelte Region sollte landwirtschaftlich, baulich, medizinisch und technisch auf ein höheres Niveau gehoben werden. Entsprechend groß war das Unterfangen angelegt. Nicht nur die finanzielle Ausstattung war üppig; mit dreißig deutschen Mitarbeitern und bis zu zehntausend afghanischen Helfern war auch das Team entsprechend dimensioniert. Gesucht wurde ein stellvertretender Projektleiter. Natürlich fühlte ich mich in meiner Selbstüberschätzung dazu nicht nur fähig, sondern auch berufen. Ein Bewerbungsgespräch in der Wohnung des Projektleiters – und wir hatten den Job.

Ja, wir würden das tun, wovon wir träumten. Unser Antrieb war nicht verkehrt. Gutes in der Welt zu bewirken, das war zumindest eines unserer Motive. Was wir nicht ahnten, war, dass wir damals ganz aus der Intuition heraus bereits eine Vorform unserer späteren Berufung lebten. Wie oft haben wir später auf das Leben von Mitchristen geschaut wie ich damals durch das Flugzeugfenster? Und wie oft hatte ich genau diesen Gedanken: »Wie soll auf diesem Ödland irgendetwas wachsen?« So viele Christen haben zwar eine Art von Restglauben, aber alles fühlt sich trocken an. Es blüht nichts, es entsteht keine Frucht. Ihr Leben ist eher ein Versuch zu überleben.

Es schmerzt uns, das sehen zu müssen. Doch wir halten uns nicht zu lange mit diesem Anblick auf, weil wir Gottes Möglichkeiten kennen. Wir wissen, dass er einen leblosen Glauben vollständig verwandeln kann. Selbst das scheinbar hoffnungsloseste Land trägt in sich das Potenzial, zu einer blühenden Landschaft zu werden.

Schon damals glaubten wir daran – zumindest im Natürlichen. Davon hatte ich mich auf eindrucksvolle Weise überzeugen können: Ich war für vier Wochen nach Israel gereist, um die Kultivierung der Negev-Wüste zu studieren. Man muss wissen, dass das Klima dort noch ein ganzes Stück lebens-

feindlicher ist als in Afghanistan. Die Temperaturen sind hoch und die Niederschlagsmengen sind äußerst gering. Doch die Israelis hatten eine Technik entwickelt, mit der sie das wenige Wasser optimal nutzten: Sie pflanzten ihre Bäume jeweils in ein Loch von einem Meter fünfzig Tiefe und zwei Metern Durchmesser. Bei Regen sammelten sie das Wasser und ließen es durch kleine Erdwälle automatisch in die Löcher fließen. Der Baum stand dann für mindestens zwei bis drei Tage unter Wasser; das Sickerwasser reichte für Monate. Ein paar wenige Regentage genügten also, um die Bäume problemlos am Leben zu halten und die ganze Gegend fruchtbar zu machen.

Was in Israel funktionierte, das würde auch in Afghanistan funktionieren. Wir vereinbarten mit unseren afghanischen Mitarbeitern: Jeder, der ein Loch gräbt und einen Baum pflanzt, erhält einen Sack Weizen. Das war damals eine Rarität. Glauben Sie mir: Die Männer buddelten! Mit dem Lkw fuhren wir durch die Baumreihen und warfen überall, wo ein neuer Baum stand, die versprochenen vierzig Kilo Weizen ab. Auf diese Weise pflanzten wir Hunderttausende von Bäumen. Und sie wuchsen hervorragend! Das Schöne aber war: Nicht nur die Bäume wuchsen. Da die Bäume das Wasser am Wegfließen hinderten, begann es auch um sie herum immer mehr zu blühen. Gräser und Pflanzen fanden auf einmal fruchtbaren Boden. Das Klima verbesserte sich, und innerhalb von kurzer Zeit verwandelte sich das Gebiet, das ich aus dem Flugzeug so misstrauisch beäugt hatte, in einen grünen Park.

Und wir beließen es nicht dabei. Wir durchzogen das Land mit kleinen Dämmen, um den Boden flächendeckend fruchtbar zu machen. Wir legten Terrassenfelder an, nutzten Versuchsflächen, um neue Pflanzensorten zu etablieren. In höheren Lagen bauten wir Kartoffeln an. Dazu kamen Tiere, die wir in das Land einführten, vor allem Rinder.

Auf diese Weise wurden große Wüstenflächen nutzbar gemacht. Auch die Infrastruktur erlebte einen Wandel. Wir hatten einen Architekten und Ingenieure im Team, die Straßen und Brücken planten und Häuser mit Wasser und Strom versorgten. Es entstanden sogar eine Schule und ein Krankenhaus (in dem auch unsere beiden Söhne geboren wurden).

Nach sechs Jahren konnten wir auf ein erfolgreiches Entwicklungsprojekt zurückblicken.

Ist es nicht beeindruckend, wie mit den richtigen Methoden etwas Lebloses zu etwas Schönem werden kann? Wobei die Methoden ja nur ein Mittel sind, um die vorhandenen Möglichkeiten besser zu nutzen. Das Land selbst trägt in sich das Potenzial für Leben. Genauso trägt jeder Mensch das Potenzial in sich, in Gott aufzublühen und zu gedeihen. Gott schickt seinen Regen in Form von Ermutigungen, Geschenken und dem immer wiederkehrenden Angebot seiner Gnade. Sind wir bereit und fähig, diesen Regen aufzufangen, damit unser Leben fruchtbar werden kann?

Utta und ich waren es damals nicht. Wir waren trotz unserer Erfolge geistlich gesehen überwiegend Brachland. Würde Gott es auch bei uns schaffen, uns in eine Oase des Lebens zu verwandeln?

Sehnsucht nach dem Abenteuer

Wenn ich sage, dass unser Glaubensleben relativ trocken und kraftlos war, dann muss ich wohl zunächst erklären, was ich unter dem Gegenteil verstehe. Lassen Sie es mich so ausdrücken: Im Herzen waren wir immer große Abenteurer. Wir waren auf der Suche nach dem Intensiven, nach dem Niedagewesenen, auch nach dem Risiko. Mit dem Status quo hätten wir

uns nie zufriedengeben wollen. Wer etwas riskiert, der kann die Kontrolle verlieren und ist auf Kräfte von außen angewiesen. Irgendwie haben wir solche Herausforderungen immerzu wie Magnete angezogen.

Nehmen wir als Beispiel ein Erlebnis aus meiner Studienzeit in Nürtingen. Mein Studium bestand nicht nur aus Pauken, sondern ich durfte auch auf einem landwirtschaftlichen Versuchsbetrieb Praxiserfahrung sammeln.

Eines Tages fuhren ein Kollege, mein Chef und ich mit zwei Traktoren samt Anhängern die Schwäbische Alb hinauf, um Brennholz zu holen. Beim Aufladen unterhielten wir uns darüber, was wir wohl tun würden, wenn einmal eine der Bremsen ausfiel. Die Anhänger hatten damals sehr einfache Seilzugbremsen, die Traktoren waren im Vergleich dazu mickrig, und der Rückweg führte steil bergab. Eine große Herausforderung, die wir aber souverän meistern würden – da waren wir uns einig: einfach runterschalten und an die Böschung fahren, ganz einfach.

Meine großen Sprüche wurden auf dem Rückweg auf die Probe gestellt. Wir fuhren einen langen Hohlweg hinab, der zwei Reifenspuren hatte und dazwischen eine leicht erhöhte Grasnarbe. Ich lenkte den hinteren der beiden Traktoren, mein Chef saß auf dem Anhänger. Vermutlich waren wir ein bisschen schnell unterwegs; jedenfalls musste es ihm mulmig geworden sein und so zog er die Seilbremse des Anhängers ein wenig an. Ein fataler Fehler: Als hätten wir es geahnt, riss der Seilzug und der mit vielen Doppelzentnern Holz beladene Anhänger begann wie ein Koloss den kleinen Traktor anzuschieben. Ich verlor die Kontrolle, das Gefährt wurde schneller und begann bedrohlich zu schlingern. Runterschalten war keine Option mehr, da mich sonst der Anhänger mit voller Wucht mit sich gerissen hätte.

Also überließ ich es dem Schicksal, nahm den Gang heraus und ließ das wildgewordene Traktor-Anhänger-Geschoss den Berg hinunterdonnern. Rechts und links waren Böschungen und vor uns ...

... ach ja: Da war noch der zweite Traktor. Und der stand reglos in dem Hohlweg! Mein Kollege hatte ihn abgestellt, um mal schnell in die Büsche zu gehen – ein denkbar ungünstiger Zeitpunkt für eine Erleichterung.

Mit etwa achtzig Sachen raste ich auf den Anhänger zu, Ausweichmöglichkeiten gab es nicht.

Ich weiß nicht mehr, was ich in diesem Moment vorgehabt hatte, jedenfalls lenkte ich den Traktor kurz vor dem Hindernis auf die Grasnarbe. Was dann passierte, das sollte man eigentlich nicht in einem Buch schreiben, wenn man ernst genommen werden will. Ich muss es aber schreiben, weil es genau so passierte. Mein Chef, der noch rechtzeitig abspringen konnte, war Zeuge.

Der Traktor schanzte an der Grasnarbe hoch, hob samt Anhänger ab, überflog den anderen Traktor und kam erst auf der anderen Seite wieder auf die Räder.

Sie halten den Weihnachtsmann mit seinem Rentierschlitten für eine abenteuerliche Idee? Was ist dann ein fliegender Traktor mit einem Anhänger voller Holz?

Später sahen wir uns die Stelle noch einmal genauer an. An der Böschung, die ich auf meinem kleinen Privatflug gestreift hatte, sahen wir weggeschürfte Erde – auf einer Höhe von etwa fünf Metern.

Fünf Meter in der Luft und wieder zurück auf den Rädern. Das sollte eigentlich Spektakel genug sein; aber ich war ja immer noch mit Höchstgeschwindigkeit unterwegs. Und nicht weit entfernt wartete eine Kurve auf uns. Sofort war mir klar, dass ich die nicht würde nehmen können. Wie gut, dass ich einige Zeit vorher auf dem Jahrmarkt gewesen war und dort

mit großem Interesse den Motorrad-Steilwandfahrern zugehaut hatte. Wenn die mit ihren Motorrädern so souverän um die Schrägen rasten, warum nicht auch ich mit meinem Supertraktor?

Selbstbewusst hielt ich auf die Böschung zu und raste die Schräge hinauf. Was für den Traktor noch verträglich war, das war dem Anhänger wohl zu viel: Es polterte und krachte hinter mir – und plötzlich ging die Lenkung wieder ganz leicht. Als ich mich umdrehte, hing da nur noch ein Stück Deichsel. Der Rest des Anhängers lag in Form von tausend Holzsplittern über die Böschung und den dahinter liegenden Acker verteilt. Jetzt endlich konnte ich auf die Bremse treten und das Gefährt zum Stehen bringen.

Ich lebte.

Aber mein Leben hätte damals zu Ende sein können. Ich bin heute der Überzeugung, dass Engel im Spiel waren. Vermutlich haben sie bei der Grasnarbe auf mich gewartet und dann den Traktor samt Anhänger über das andere Gespann gehoben. Zumindest scheint mir diese Erklärung plausibler als jede physikalische.

Es ist, als würde Gott sagen: »Du willst das Abenteuer, du sollst es haben. Aber bedenke, dass nicht *du* der Held sein wirst, sondern dass an den entscheidenden Stellen *ich* wirke.«

Die Traktorgeschichte zeigt aber auch, dass ich meinen Drang nach Leben und Abenteuer an ganz anderer Stelle auslebte als dort, wo ich es heute tue. Damals konnte ich – so sehr ich mich danach sehnte – mit dem Glauben nichts Aufregendes verbinden.

Ja, ich glaubte schon irgendwie. Meine Prägung war landeskirchlich-pietistisch. Durch meine Mutter war ich mit der Christusbruderschaft in Selbitz in Berührung gekommen. Sie hatten eine geistliche Tiefe, die mich und später auch Utta ansteckte. Aber in meinem Herzen blieb der Glaube an Gott

etwas Abstraktes. Ich erwartete nicht, dass Gott auf Gebete reagiert oder überhaupt in mein Leben eingreift. Ich war auf der Suche, aber das echte Leben fand ich nicht.

Und so könnte ich nun Dutzende von Abenteuer Geschichten erzählen. In Afghanistan waren wir nicht selten mit größten Gefahren konfrontiert. Einige Zeit später übernahm ich ein Entwicklungsprojekt in Indonesien – ebenfalls höchst aufregend und spannend. Aber so berauschend es sich in diesen Momenten anfühlte: Wir fanden nicht das, was wir eigentlich suchten.

Es sollte Gottes Eingreifen brauchen, um unseren Hunger nach Leben endlich bei ihm selbst zu stillen.

Wie neues Leben entsteht

Zum Thema Demut werde ich an späterer Stelle noch einiges sagen. Hier nur so viel: Für einen Mann ist es ein großer Stolz-Brecher, wenn die Frau ihm in geistlichen Dingen vorausgeht. In meinem Fall war das wohl nötig.

Auch Utta war mit Gott aufgewachsen und hatte zumindest eine Grundreligiosität in sich getragen. Da war das Gute-Nacht-Gebet mit unseren Kindern am Bett, es hatte auch so etwas wie eine Bekehrung gegeben. Aber das war nur ein erster Schritt gewesen, er war ohne praktische Auswirkung.

Lange Zeit blieb das so. Dann wurde 1972 unser Sohn Philipp krank. Er war fünf Jahre alt, und wir lebten zu dieser Zeit in Indonesien. Vermutlich waren Insektenstiche mit einer anschließenden Infektion dafür verantwortlich – jedenfalls setzte ein lebensbedrohliches Nierenversagen ein. Nach kurzer Zeit war klar, dass die Ärzte vor Ort überfordert waren. So beschlossen wir, dass Utta mit Philipp nach Singapur fliegen müsse. Das war keine einfache Entscheidung, denn